

# Eine Reflexion zum Verständnis von Partnerschaften zwischen Kirchen<sup>1</sup>

Zur Geschichte der Partnerschaft zwischen UKIT – GMIM und EKHN

Von Martin Hindrichs

## *Vorbemerkung*

*Die Geschichte der Partnerschaft zwischen GMIM und EKHN wird aus der Perspektive der EKHN geschildert. Ausgehend vom Missionsgedanken, wie er in Europa entstanden war, bezieht sich die Betrachtung auf eine deutsche Sicht. Dass dabei die Sicht aus der GMIM vernachlässigt wird, ist nicht auszuschließen, auch wenn sich der Verfasser darum bemüht, diese mit einzubeziehen.*

Will man die Geschichte der Partnerschaft zwischen der GMIM und der EKHN – einschließlich UKIT – schildern, dann muss man zunächst die Vorbedingungen dazu zur Kenntnis nehmen. Partnerschaft ist ja nicht „vom Himmel gefallen“ und hatte nicht nur in ihren Anfängen intensive Überlegungen, Diskussionen und Entscheidungen zur Folge, sondern blieb während der mehr als 25 Jahre Partnerschaft eine ständige Herausforderung. Eine wesentliche Voraussetzung für die Partnerschaft lag bereits weit vor dem Beginn der partnerschaftlichen Beziehungen.

Auf der 3. Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Neu Delhi 1961 wurde der Internationale Missionsrat in den Ökumenischen Rat integriert. Hatte vordem Mission mehr oder weniger am Rande der offiziellen Kirchen stattgefunden, so wurde sie jetzt zu einem festen Bestandteil kirchlichen Handelns. Die Missionsgesellschaften, die vorher seit Mitte des 19. Jahrhunderts privat als Vereine oder Stiftungen organisiert waren, sahen sich nun als Teil der offiziellen Kirche. Das hatte in Deutschland unter anderem zur Folge, dass nun Missionen und Kirchen neue Institutionen gründeten und so genannte Missionswerke entstanden. Kamen zuvor noch Missionare aus den Missionsgebieten zu einem „Heimurlaub“ und reisten während dessen durch die Gemeinden und erstatteten Bericht vom „Missionsfeld“, so fiel diese Tätigkeit nach und nach weg. Die Gemeinden waren damit alleingelassen in ihrem Engagement für Mission, so dass nach und nach das Interesse an ihr erlahmte.

Zur gleichen Zeit etwa entstand im Zuge der Dekolonisierung, die ihren Höhepunkt gegen Ende der 1960er Jahre hatte, die Idee einer „Dritten Welt“ (Sukarno). Auch entwickelten sich dort viele einheimische Kirchen, die sich nun mehr oder weniger unabhängig von ihren Mutterkirchen machten. Dies hatte allerdings zur Folge, dass die ehemaligen „Mutterkirchen“ diese nun so genannten „Jungen Kirchen“ vor allem finanziell unterstützten, jedoch die Entsendung von Personal nachließ. Gleichzeitig wurden Institutionen der Entwicklungshilfe gegründet, so z.B. in Deutschland die Organisation von „Brot für die Welt“, die mit Hilfe der einheimischen Kirchen als ihre Agenten nun die Bevölkerung in den neuen Ländern unterstützten. Für die Gemeinden in den deutschen Landeskirchen war das Engagement für die „Dritte Welt“ nun der Ersatz für das Interesse an Mission. Anstelle der Missionsgesellschaften wurden nun „Missionswerke“ gebildet, die sich aus ehemaligen Missionsgesellschaften und Kirchen zusammensetzten. Damit aber verloren die Gemeinden ihre missionarische Kompetenz, gab es doch nun Fachstellen und Fachleute, die sich mit Fragen der Mission und ihren Beziehungen zu den ehemaligen Missionsgebieten befassten. „Es ist von hier aus gesehen verständlich, dass die Gliedkirchen der EKD darangingen, einen Gemeindedienst für Weltmission oder Ämter für Mission und Ökumene zu errichten, die die

---

<sup>1</sup> Beitrag für die Festschrift zum 50. Jubiläum der Theologischen Fakultät der Universitas Kristen Indonesia Tomohon (UKIT)

Vermittlung der Anstöße aus Mission und Ökumene in die Ortsgemeinden hinein als Aufgabe wahrnehmen.“<sup>2</sup>

Um diese Aufgabe weiter zu vertiefen und die Gemeinden in die Verantwortung für Mission zu nehmen, kam der Gedanke zu partnerschaftlichen Beziehungen zu Kirchen außerhalb Europas auf. Diese Beziehungen sollten sich nicht nur auf der Ebene der Kirchenleitungen gestalten, sondern bis in die einzelnen Gemeinden reichen. Damit sollte ein engeres Verhältnis von Mission und Kirche erreicht werden. „Der wichtigste Vorteil einer engeren Verbindung von Kirche und Mission (wäre) die Möglichkeit einer direkteren Verbindung von Kirche zu Kirche. ... Oft ist von den Partnern in Übersee zu hören, dass sie eine direkte Verbindung von Kirche zu Kirche wünschen.“<sup>3</sup> Dies wurde auch dem Verfasser bei seinem ersten Besuch in der GMIM erklärt. Dr. Roeroe empfand ein Ungleichgewicht zwischen seiner Kirche und dem Missionswerk. „Wenn ich nach Deutschland komme, wer holt mich dann am Flughafen ab? Der Beauftragte für Mission. Wenn du in deiner Funktion nach der Minahasa kommst, holt dich der Kirchenpräsident ab.“<sup>4</sup> Damit forderte er ein Gleichgewicht in der Beziehung ein, die zwischen Kirche und Kirche entstehen sollte und auf gleicher Augenhöhe verwirklicht werden sollte. Bis heute hat sich daran nicht viel geändert. Abgesehen von Besuchen des Kirchenpräsidenten Dr. Steinacker, dem damaligen stellvertretenden Präsidenten Hans Martin Heusel gemeinsam mit Hans Helmut Köke und der Teilnahme von Pfarrerin Cordelia Kopsch am Missionsrat, blieb es weiterhin bei einem ungleichen Verhältnis von Kirche (hier der GMIM) und dem Missionswerk (EMS).

Für die EKHN bedeutete dies, dass die damals sieben Propsteibezirke sich je einer außereuropäischen Kirche zuordneten.<sup>5</sup> Im Falle der Propstei Rheinhessen fiel die Entscheidung auf die GMIM, zumal es bereits persönliche Beziehungen zu ihr gab und im Gebiet der EKHN indonesische christliche Gemeinschaften entstanden waren. In einem Entscheidungsprozess bildete sich bald heraus, dass eine Beziehung zur GMIM angestrebt werden sollte. Das hatte verschiedene Gründe. Der damalige „Ketua Sinode“ Prof. Dr. W.A.Roeroe war der Initiator der Beziehungen. Roeroe hatte in den 1970er Jahren in Mainz sein Promotionsstudium absolviert und sich daneben als Seelsorger für die indonesischen Studenten betätigt. Dazu hatte er Kontakte zur Kirchenleitung der EKHN geknüpft. Bei einem Treffen von Pfarrern, die sich für die Fragen von Mission und Ökumene engagierten, bekundete Dr. Roeroe seinerseits ein großes Interesse an einer Partnerschaft der EKHN zur GMIM.

Als der Verfasser 1982 seinen Dienst als „Beauftragter für Mission und Ökumene“ in der Propstei Rheinhessen antrat, wurde er auf eine Reise nach Indonesien gesandt, um verschiedene Kirchen dort kennen zu lernen. Auf dieser Reise vertiefte sich der Kontakt nach Tomohon, der dann zu einer Beziehung der Propstei Rheinhessen zur GMIM führte. Das hatte vor allem verschiedene sachliche Gründe. Einmal gab es einige Übereinstimmungen in Fragen der Kirchenstruktur mit der GMIM, zum anderen war das ökonomische Gefälle zwischen beiden Kirchen und Gesellschaften nicht so gravierend wie bei anderen indonesischen Kirchen. Damit aber war ein wichtiger Aspekt der partnerschaftlichen Beziehungen angesprochen. Es galt die Frage zu klären, wie die Asymmetrie der Beziehungen

---

<sup>2</sup> Klaus Martin Beckmann, Die unvollendete Integration von Mission und Kirche, Ökumenische Rundschau, Frankfurt/M 1982, S. 70/71

<sup>3</sup> so Klaus Martin Beckmann, a.a.O S. 72

<sup>4</sup> So Dr. Roeroe mündlich bei meinem ersten Besuch in Tomohon, 1982

<sup>5</sup> Die einzelnen Partnerkirchen der EKHN sind: in Afrika: die Presbyterianische Kirche von Ghana, die Lutherische Kirche in Tansania und die Moravian Church in Südafrika; in Asien: die Christlich Evangelische Kirche in der Minahasa/Indonesien, die Simalungun-Batakkirche in Nord-Sumatra/Indonesien, die Presbyterianische Kirche in der Republik Süd-Korea und Diözesen der Kirchen von Nord- und Südindien

zwischen einer reichen und armen Kirche, zwischen industrieller Gesellschaft und agrarischen Strukturen und zwischen einer „Mutterkirche“ zu einer „Jungen Kirche“ ausgeglichen werden konnte. War es wirklich möglich eine auf gleicher Basis gestaltete Partnerschaft einzugehen? Das will heißen, einerseits keine Begehrlichkeiten seitens der armen Kirchen zu wecken und andererseits ein karitatives Verhalten der deutschen Gemeinden zu verhindern. Auch wenn sich die ökonomischen Verhältnisse in der Minahasa verbessert haben und die Kirche sich auf eine wachsende Mittelschicht dort stützen kann, so bleibt der enorme ökonomische Unterschied doch weiter virulent. Ebenso hat sich das karitative Denken vieler Gemeindeglieder in der EKHN, das sich ja seit Jahrhunderten in Form von Almosengeben entwickelt hatte, bis heute durchgehalten.

Bei einer Konferenz indonesischer Pfarrer, die in Europa gemeinsam mit ihren Partnern arbeiteten, wurde die Frage der Asymmetrie heftig diskutiert. Besonders Pfarrer Dr. Judo Poerwowidagdo, damals Leiter der theologischen Ausbildungsabteilung im ÖRK, vertrat die Meinung, dass es nicht möglich sei, eine gleichwertige Beziehung zwischen armer und reicher Kirche einzugehen. Dies zeigt sich z.B. in der Auswahl der Delegierten für eine Partnerschaftsreise. Spielt in der Minahasa die gesellschaftliche Stellung eines Einzelnen und die ökonomische Potenz eine Rolle, so in der EKHN die Freiwilligkeit und das Engagement für die Partnerschaft. Für die Schwestern und Brüder in der GMIM scheint es eine Frage des Prestiges zu sein, eine Reise nach Europa unternommen zu haben. Dieses Prestigedenken ist in der deutschen Gesellschaft nicht (mehr) vorhanden, gibt doch der moderne Massentourismus vielen Menschen bei uns die Möglichkeit auch in Länder des Fernen Ostens zu reisen.

Neben diesem ökonomischen Gefälle fällt der Unterschied in den Kulturen ins Gewicht. Haben wir es in der Minahasa wie im gesamten indonesischen Archipel mit einer Kultur zu tun, die von Konsens geprägt ist und nach Harmonie strebt, so gelten im westlichen Europa Kulturen der Dialektik und des Diskurses. So ist z.B. in den balinesischen und javanischen Erzählungen ein Sieg des Guten über das Böse am Ende nicht denkbar mit der Begründung, das beides, Gut und Böse ihre Berechtigung haben.

Wesentliche Unterschiede gibt es auch im Bereich der Kommunikation. Bevor sich die modernen Massenkommunikationsmittel wie Internet mit den „sozialen Netzwerken“ von Facebook und anderen entwickelten, gab es in der Minahasa fast ausschließlich eine mündliche Tradition, die eine Korrespondenz mit den Partnern in der EKHN kaum ermöglichte. Hinzu kam die Sprachbarriere auf beiden Seiten. Es war sowohl für die Delegierten aus der Minahasa schwierig, sich des Englischen zu bedienen wie es für die Delegierten aus der EKHN schwer war, sich auf die Bahasa Indonesia einzulassen. Wollte man also eine wirkliche Partnerschaft eingehen, dann musste man sich der Frage stellen, wie die Asymmetrie der Beziehungen ausgeglichen werden konnte.

Das Arbeitsheft des Ökumenischen Rates der Kirchen zum ökumenischen Austausch von Ressourcen für Kirchen, Gemeinden und interessierte Gruppen trägt den Titel „Leere Hände“<sup>6</sup>. Dieses Heft beschreibt die Chancen und Herausforderungen einer ökumenischen Partnerschaft, die nicht auf einem Abhängigkeitsverhältnis beruht, sondern nach einer Beziehung auf gleicher Ebene fragt. Um ein solches Verhältnis zu erreichen und eine Partnerschaft auf Augenhöhe einzugehen, bedarf es einer gemeinsamen Grundlage. Diese Grundlage ist im Glauben an Jesus Christus gegeben. Der gemeinsame Glaube macht Menschen hier wie dort zu Schwestern und Brüdern. *„Wenn Menschen mit den Händen voller Geschenke aufeinander*

---

<sup>6</sup> „Leere Hände – Eine Herausforderung für die Kirchen“, Arbeitsheft zum ökumenischen Austausch von Ressourcen für Kirchen, Gemeinden und interessierte Gruppen, Genf 1980.

*zugehen, dann können sie sich zur Begrüßung nicht einmal die Hand reichen ... sie müssen die Geschenke erst einmal beiseite lassen, um sich mit leeren Händen zu begrüßen. ... Nun sind wir frei, einander als Schwestern und Brüder in Christus zu begrüßen, einander zu umarmen, gemeinsam unseren Weg zu gehen in Zeugnis und Dienst und zusammen zu arbeiten, miteinander in solidarisch erfahrener Freude und Sorge zu lachen und zu weinen ...*<sup>7</sup>

Ökumenisch gelebte Partnerschaft ist also eine Partizipation aneinander, in der wir gemeinsam teilen, was wir haben, und empfangen, was wir benötigen. Das bedeutet, dass wir umeinander wissen, uns gegenseitig begegnen, gemeinsame Erfahrungen machen und füreinander beten. *„In so gelebter geistlicher Gemeinschaft kann Kirche im Vertrauen zueinander, im gegenseitigen Verstehen und auch in der Bereitschaft wachsen, gemeinsam an der Überwindung von Problemen unserer Welt zu arbeiten“.*<sup>8</sup> Diesen Austausch in der Partnerschaft haben wir in den vergangenen mehr als 25 Jahren gelebt. Bei den gegenseitigen Besuchen haben wir von den Problemen in beiden Gesellschaften gehört, von Fragen der Landwirtschaft in der Minahasa bis zu Entdeckungen in der industriellen Welt, vom Verhältnis von Kirche und Staat und den Fragen einer Zivilgesellschaft, vom gemeinsamen Zeugnis in dieser Welt und von Ringen um einen interreligiösen Dialog.

In diesem partnerschaftlichen Prozess war von Anfang an die theologische Fakultät von UKIT mit eingebunden. Bereits bei dem ersten Besuch einer Delegation aus Rheinhessen fand die Evaluation des Besuchs in Räumen der Universität statt und die Verabschiedung der Gäste im Auditorium Maximum. Danach hat sich der Kontakt zur Fakultät weiter vertieft, sei es, dass Besucher aus der EKHN zu den Versammlungen der Studenten eingeladen wurden, sei es, dass der Verfasser bei verschiedenen Besuchen zu Vorlesungen und Vorträgen gebeten wurde. Seitens der GMIM, vor allem seitens Dr. Roeore wurde die Bitte nach promovierten Pfarrern aus der EKHN geäußert, die das theologische Spektrum der Fakultät erweitern sollten. Hier hat vor allem Dr. Peter Müller, seinerzeit Pfarrer in Rheinhessen, ein intensives Blockseminar zu neutestamentlichen Fragen gehalten. Vor allem der Besuch des damaligen Kirchenpräsidenten Prof. Dr. Peter Steinacker schuf eine intensive Beziehung zu UKIT. Diese Beziehung hatte zur Folge, dass die Partnerschaft bis heute immer noch einen starken theologischen Anteil hat. Von Anfang an spielte die Theologie im partnerschaftlichen Dialog eine große Rolle.

Als Dr. Richard A.D. Siwu nach seiner Promotion in den Niederlanden nach der Minahasa zurückkehrte, entstand ein enger persönlicher Kontakt zum Verfasser. Dieser realisierte sich zunächst in einer intensiven Diskussion über kontextuelle Theologie als Siwu ein Papier zum Thema Opoismus<sup>9</sup> vorlegte. Um die Bedingung der intensiven gegenseitigen Kenntnisnahme der Partner zu erfüllen, versuchten beide Seiten, die Besuche thematisch zu orientieren. So kam es während der Periode 1995 – 2005 zu gemeinsamen Seminaren bei den Partnerschaftsbesuchen. Nicht nur, dass UKIT die Räumlichkeiten vorhielt, die Fakultät organisierte auch die inhaltlichen Fragestellungen.

Die enge freundschaftliche Beziehung, die sich zwischen dem Verfasser und Dr. Siwu entwickelte, führte schließlich zu verschiedenen gemeinsamen Seminaren und Vorlesungen im Blick auf kontextuelle Theologie auf beiden Seiten. So wurde die Beschäftigung mit

---

<sup>7</sup> Frederik R. Wilson zitiert nach Ökumenische Partnerschaft, ein Arbeitspapier des Amtes für Mission und Ökumene der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau, S.11, Darmstadt 1985

<sup>8</sup> Ökumenische Partnerschaft a.a.O S. 5

<sup>9</sup> Mit dem Begriff "Opoismus" wird der kulturelle Hintergrund minahasischer Lebensweise beschrieben. Das Wort „Opo“ ist eine Bezeichnung für die Ahnen.

kontextueller Theologie in der Minahasa zur Herausforderung und Anfrage an eine kontextuelle Theologie in Europa. „Kirchen in Indonesien sind jahrelang ihren Mutterkirchen im Westen, besonders in Europa gefolgt und haben sie imitiert. ... Das alte Paradigma ist immer noch dominant, das theologische Erbe der alten europäischen Kirchen zu bewahren.“<sup>10</sup> Dieses Paradigma zu überwinden, galt der Versuch, die kulturellen theologischen und philosophischen Entwicklungen und Verstrickungen europäischer Theologie zu bearbeiten. So lässt sich im Blick auf die Universität der GMIM sagen, dass sie von Anfang der Partnerschaft an bis heute zu einem wesentlichen Teil der Entwicklung beigetragen hat. UKIT erfüllt also die Aufgabe, in der partnerschaftlichen Beziehung dazu beizutragen, dass beide Seiten miteinander teilen, was sie haben, und gegenseitig empfangen, was sie nötig haben.

---

<sup>10</sup> Richard A.D. Siwu, Carry the burden together whether heavy or light, an Indonesian perspective on communion and justice, in *Reformed World* 60(1), Genf, S. 46